

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 251.

Mittwoch, 27. Oktober.

1915.

(Schluß.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Roman von Otto Elster.

Im Radowiger Herrenhause herrschte im übrigen eitel Freude. Der Park, die Felder und Wälder, die Gärten und Wiesen erglänzten im lichten Grün des Frühlings, und mit dem Frühling war das junge Brautpaar Horst und Asta von Steinitz eingetroffen, begleitet von Asters Mutter, einer vornehmen, stattlichen Dame von einigen vierzig Jahren. Die Baronin von Sandebrink verstand sich mit Frau von Steinitz, geborene Freiin von der Markwirth, ausgezeichnet. Familienbeziehungen waren bald angeknüpft, und die Baronin schwelgte in den Erinnerungen an gemeinsame Bekannte aus den Kreisen der Berliner Hofgesellschaft. Asta aber, ihr zukünftiges Schwiegertöchterchen, umgab sie mit zärtlicher Liebe und Bewunderung. Asta war aber auch gar zu reizend in ihrer Zierlichkeit und ihrem bräutlichen Glück. Ihre dunklen Augen strahlten, ihre roten Lippen lachten, daß man ihre weißen Perlzähnen schimmern sah, und wenn sie in ihrem leichten, geschmackvollen Seidenkleide durch den Garten tollte, da glückte sie einem schillernden erotischen Schmetterling, der sich nach dem rauhen Norden verirrt hatte. Wera erschien ihr gegenüber alt und grau, wie ein unscheinbarer Nachtfalter in seinen matten und düsteren Farben.

Horst war glücklich: er war bis über beide Ohren verliebt in seine kleine Braut, und nur zuweilen, wenn Asta gar zu kindlich-naiv sich geberdete, kam ihm die Erinnerung an die ernste Schönheit Käthes, und eine heimliche Sehnsucht schlich sich in sein Herzen nach einem durch eigene Schuld verderbten Glück. Doch rasch verdrängte dieses Gefühl wieder unter den strahlenden Augen Asters, bei ihrem fröhlichen Lachen. Er war keine Kampfnatur, und der Gedanke, sich durch Entbehrungen und Unfrieden mit seiner Mutter ein Glück erkämpfen zu müssen, war ihm unsehrlich. Und dann kam die Nachricht von der Verlobung Reithardts mit Käthe, eine Bestätigung seiner Vermutung, daß Käthe jenen Mann schon immer geliebt habe. So fand er, daß er recht gehandelt, als er sich von Käthe zurückgezogen hatte. Und nun sollte er sie wiedersehen, denn sie alle waren heute zum Diner nach Schloß Neuhof eingeladen.

Reithardt und Käthe standen Arm in Arm auf der großen Freitreppe des Schlosses, um die Ankommenden zu begrüßen, während sich Fred mehr in dem Hintergrund hielt. Als die Wagen in dem großen Hof mit dem alten Springbrunnen in der Mitte und dem grauen, wappengeschmückten Tor einfuhren und das Schloß in seiner ganzen Mächtigkeit vor ihnen stand, machte Asta doch große, erstaunte Augen, und Frau von Steinitz flüsterte der Baronin zu: „Ein sehr feudaler Adelsitz . . .“, worauf Frau von Sandebrink nur schweigend mit dem Kopf nickte. Sie hatte bislang in der Hoffnung gelebt, daß Wera einst Herrin in diesem prächtigen alten Schloß werden würde; jetzt mußte sie diese Hoffnung aufgeben und ein leichtes bitteres Gefühl schlich sich in ihr Herz. Doch war sie formgewandt genug, um Käthe, die ihr die Hand küssen wollte, in die Arme zu schließen und ihr herzlich zu gratulieren.

Käthe und Wera hatten sich bereits inoffiziell gesehen und so nickten sie sich nur lächelnd zu. Horst zeigte eine leichte Verlegenheit, als ihm Käthe die Hand reichte und sagte: „Ich habe noch gar keine Gelegenheit gehabt, Ihnen und Ihrer lieben Braut zu gratulieren — nehmen Sie meinen herzlichsten Glückwunsch . . .“

Es würgte Horst etwas in der Kehle, kaum konnte er seinen Glückwunsch hervorbringen. Erst als er sah, mit welcher Freundlichkeit Käthe seine Braut begrüßte und wie Asta Käthe herzlich küßte, kehrten seine Nerven und sein Gleichmut wieder zurück.

Während des Diners unterhielt sich Reithardt lebhaft mit Frau von Steinitz, an deren anderen Seite Käthe saß. Mit einem gewissen Erstaunen bemerkte die Baronin, wie herzlich sich Frau von Steinitz mit Käthe unterhielt und auch Fred, der ihr gegenüber saß, oft in das Gespräch zog. Man unterhielt sich über die Verhältnisse in Schanghai und Ostasien im allgemeinen; die Baronin wußte davon so gut wie nichts und hörte schweigend zu.

„Nicht wahr, Baronin“, flüsterte ihr Reithardt lächelnd zu, „da müssen wir armen Landbewohner schweigen. Die Herrschaften haben in der großen Welt gelebt, während wir hier verbauerten.“

„Ich fühle mich durchaus nicht in diesem Stadium“, entgegnete die Baronin ein wenig verletzt.

Mit Interesse hörte Wera den Erzählungen Freds zu, dessen kluge Worte über den Handel und Wandel in Ostasien ihr eine neue Welt eröffneten. Auch sonst erregte Fred ihr lebhaftes Interesse. Sein weltmännisches Wesen, sein kluges Diplomaten Gesicht, seine schlankes Gestalt, die sich in dem Frack sehr vorteilhaft hervorhob, sein scharfes, graues Auge, seine feine und doch kräftige Hand — das alles beobachtete Wera mit größtem Interesse, das sich im Laufe der Unterhaltung mehr und mehr vertiefte.

Nach dem Diner wurden Schloß und Park besichtigt. Da fügte es der Zufall, daß sich Käthe und Horst in einem einsamen Laubengang trafen. Eine leichte Verlegenheit überkam ihn, als er die edle, in ihren Trauerkleidern noch schlanker erscheinende Gestalt auf sich zukommen sah. Doch faßte er sich ein Herz und schritt auf sie zu. Sie blickte ihm freundlich entgegen.

„Fräulein Käthe — Sie werden mir zürnen . . .“ stammelte er, verwirrt durch ihre freundliche Miene.

„Weshalb sollte ich Ihnen zürnen, Horst?“ entgegnete sie mit leisem, gültigem Lächeln. „Daß Sie Ihr Glück gefunden haben? Darüber vermag ich mich nur zu freuen . . .“

„Sie müssen mich für unbeständig, für treulos halten, Käthe — aber ich war in einem Irrtum befangen — doch nein, es war kein Irrtum — Sie sind ja jetzt die Braut Reithardts — lieben Sie ihn — schon damals liebten Sie ihn . . .“

„Wir wollen uns beide nicht mit dem, was war, quälen, Horst“, sagte sie mit ernster Milde. „Wer ist Herr über sein Herz, das allein seinen Weg findet. Wir

sind nicht verantwortlich für die Wandlungen des Herzens. Ich glaube, Horst, wir haben beide geirrt. Lassen Sie uns Freunde bleiben . . ."

Sie reichte ihm die Hand, die er dankbar küßte. „Ich danke Ihnen, Rätthe. Jetzt ist mir erst leicht ums Herz.“

Sie lächelte gütig. In der Ferne hörte man Asta fröhlich lachen. „Gehen Sie, Horst“, sagte Rätthe. „Dort laßt Ihnen die Liebe und das Glück.“

Noch einmal drückte er ihr warm die Hand, dann eilte er davon, seinem Glück entgegen.

Ernst sah ihm Rätthe nach. Da trat Reithardt an ihre Seite. „Nun, habt Ihr Euch ausgesprochen?“ fragte er lächelnd.

„Ja, Wolrad“, entgegnete sie, ihn treu und offen ansehend. „Es hat ihn doch gequält, daß er mir einst von Liebe gesprochen hat.“

„Es ist nur gut“, lachte Reithardt, „daß der junge Brausekopf seine Meisterin gefunden hat. Die dunklen Augen Astas werden ihn nicht wieder loslassen. Und du, Rätthe, wie steht's mit dir?“ setzte er scherzend hinzu.

Da legte sie die Hand in seinen Arm und schmiegte das Haupt an seine Schulter.

„Unsere Herzen können einmal in die Irre gehen“, sprach sie leise, „wenn Stolz und Trotz die Herrschaft über sie erlangen. Aber die Liebe läßt sich doch nicht irreführen, und dich, du Lieber, habe ich geliebt vom ersten Tage an . . .“

Er schlang den Arm um sie und küßte sie zärtlich auf die Stirn. „Meine Liebe“, flüsterte er bewegt. „Mein eigener Stolz hat dich in die Irre geschickt — doch jetzt ist nichts von diesem Stolz mehr in mir und demütig beuge ich mich der Macht der Liebe, mein Lieb, bald mein Weib und meine Herrin . . .“

Mit feuchtem Auge sah sie zu ihm empor und lehnte eine Weile hingehend an seiner Brust. Dann schritten sie Arm in Arm zur Gesellschaft zurück.

In fröhlicher Eintocht verließen die Tage. Auch Frau von Gaidelbrink söhnte sich mit Rätthe vollständig aus und freute sich, sie als Gattin Reithardts in der Nähe zu haben. Ihr gütiges Herz konnte auf die Dauer nicht zürnen. Aber am Ende der frohen Tage sollte ihr Herz doch noch einer starken Prüfung unterzogen werden.

Wera war in diesen Tagen eigentlich mehr in Reuthof, als in ihrem Elternhause. Die Freundschaft für Rätthe mußte den Vorwand für diese häufigen Besuche abgeben, aber bald erkannten Rätthe und Reithardt, daß noch ein anderer Beweggrund vorhanden war. Denn Wera bekümmerte sich bei ihren Besuchen wenig um sie; dagegen saß sie immer mit Fred zusammen, streifte mit ihm durch den Park oder machte mit ihm lange Spaziergänge durch Wald und Feld. Sie hatten gegenseitig Gefallen aneinander gefunden, und eines Tages traten sie Arm in Arm vor Reithardt und Rätthe und stellten sich als glücklich Verlobte vor.

„Oh weh!“ rief Reithardt lachend, indem er ihnen herzlich die Hände schüttelte, „das wird einen harten Kampf bei unserer guten Baronin kosten.“

„Wenn es nicht anders geht“, sagte Wera in komischem Ernst, „dann brenne ich durch und wir lassen uns in Schanghai trauen. Nicht wahr, Fred?“

„Ich hoffe, daß das nicht nötig sein wird, Lieblich“, entgegnete Fred lächelnd.

„Das hoffe ich auch“, meinte Reithardt fröhlich. „Aber Ihr dürft meiner gütigen Freundin nicht mit der Tür ins Haus fallen. Ich werde sie erst einmal langsam vorbereiten und ich hoffe, mein Wort zu euren Gunsten wird nicht ohne Erfolg bleiben.“

Seine Hoffnung betrog ihn nicht. Freilich war es ein heftiger Kampf, den er mit der Baronin auszukämpfen hatte, als ihm aber auch Horst und vor allem Frau von Steinitz, die Fred das günstigste Zeugnis ausstellte, zu Hilfe kamen, da gab sie leutzend nach, indem sie sagte: „Die Welt muß wohl eine andere seit meiner Jugend geworden sein . . .“

„Ja, meine liebe Freundin“, entgegnete Reithardt. „Ich denke aber, auch eine bessere.“

„Das sage Gott“, sagte die Baronin und umarmte ihre Tochter, die sich dankbar an das gütige Herz der Mutter schmiegte.

— Ende! —



Verführe nicht deines Sklaven Weib, sonst hast du einen Herrn und eine Herrin über dich gesetzt. Arabischer Spruch.

Eine Kraftwagenführerin im Felde vor unserem Kaiser.

E. F. W.: Aus den Kriegserinnerungen von Frau Anne-Marie Reimer aus Kapiau (Ostpreußen), die während 7 Monaten als Kraftwagenführerin beim Stab der . . . Landwehr-Brigade den Feldzug im Osten mitmachte:

Einige Tage nach der Einnahme von Tilsit fand auf dem Friedhof die Beisetzung unserer Gefallenen und gefallener Russen statt. Vor dem Krematorium, das durch den Kampf arg beschädigt worden war, standen sie in Reihen: schwarze Holzsärge unter Hügeln von Blumen und Lorbeer. Die Sonne hatte sich aus nübden, grauen Nebelschleiern gelöst. Farbenschöne Asten, Rosen und Heidekraut leuchteten in hellen, warmen Strahlen auf den schlichten, schlichten Schreinen. Ein trauriges Leuchten. Die unter ihrem ersterbenden Atem eingebettet lagen, hatten den Heldentod, den Tod fürs Vaterland erlitten: Freund und Feind, gleicher Ehre wert. Kompagnien standen Gewehr bei Fuß; Veteranen; Abordnungen von Turnerschaften und Vereinen hatten sich aufgestellt. Der Oberbürgermeister mit den Würdenträgern der Stadt; unzählige Beamte und Hunderte von Einwohnern hatten sich eingefunden, um den toten Helden, den Befreier der Stadt, die letzte Ehre zu erweisen. Alle aber verschwanden im feldgrauen Wall der Offiziere und Mannschaften, die gekommen waren, die toten Kameraden auf dem letzten Gange zu geleiten; die treuen, toten Kameraden, die mit ihnen hinausgezogen waren, mit denen sie Seite an Seite gestritten hatten. In manchem härteren Kriessantitz war bittere Wehmut zu lesen. Als schleppe Klänge eines Chorals die feierliche, fast atemlose Stille brachen, trübten sich vieler Augen und aus manchem stahlharten Gesicht blühten heiße Tränen auf. In ergreifender Rede sprach ein Geistlicher über das schwere Los derer, denen die Toten angehörten; von der Weihe der Zeit; vom Kampf ums Sein oder Nichtsein des Deutschtums, und über den herrlichsten, den allezeit gepriesenen Soldatentod. — — — Noch viele herzlich bewegte Worte wurden den Toten nachgeschickt und Kränze häuften sich über Kränze. Ungemein ernst und feierlich war es, als aus dem Berg von Blumen die Särge von den Soldaten aufgehoben und zur Grabstätte getragen wurden. Als über der Gruft, die die toten Helden zur ewigen Ruhe empfing, unter dumpfem Trommelwirbel Salven die Luft zerrissen, da schnürte sich mir, angesichts der Ehrenkompagnien, die das Gewehr präsentierten, die Kehle zusammen. Wieviel Glück, wieviele Hoffnungen wurden hier begraben und wieviele Enttäugungen, wieviel Herzeleid stiegen aus dieser Gruft empor. Wehmut im Herzen, verließ ich den Friedhof, auf dessen tränenvreichen Wege herbstlich gebräuntes Laub raschelnd niederfiel.

In Pillen: Eines Morgens beim Frühstück fand ich unsere Herren in ziemlicher Erregung. Ich hörte etwas von Orden und Ehrenzeichen anlegen. Jeder war in der besten Uniform, die er mit sich führte, erschienen; aber über das „Wie“ und „Warum“ dieser Veränderung wurde nichts laut. So wie jemand fragte, was eigentlich sei, wußte angeblich keiner der Herren Bescheid. Schließlich als Erzählung (General Clausius, der Oheim der Frau Reimer) auf sein Zimmer gegangen war, tat ich so, als ob ich über alles unterrichtet sei. Ich stellte mich zu unserm Adjutanten und fragte: „Wann kommt er denn?“ Darauf sagte einer: „Um 12 Uhr; er nimmt zuerst die Parade in Gumbinnen ab und fährt dann direkt hierher.“ Nun wußte ich nicht, ob es sich um den Kaiser oder Gindenburg handelte und fragte: „Kommt Gindenburg

auch mit?" worauf sie sagten: „Wahrscheinlich kommt der Kaiser allein.“ Da hatte ich es raus. Ich eilte nun zum Onkel und bat ihn, mich mitzunehmen; ich wollte auch ganz beiseite stehen. Der Onkel schallt tüchtig auf den, der mich trotz aller Verbote ins Vertrauen gezogen hatte. Als ich ihm aber erzählte, wie ich der Sache auf den Grund gekommen war, mußte er lachen und gab meinem Wunsche nach. — — —

Es war ein sehr kalter Tag. In der Ferne donnerten die Geschütze. Wir fuhren an die Landstraße bei Rottkühnen. Dort waren zwei Kompagnien aufgestellt. Ich mußte mein Auto in einem Gehöft unterbringen und stellte mich dann, ungefähr 50 Schritt von den Kompagnien ab, mit unsern Chauffeuren auf. Wir hatten eine ganze Weile gewartet, als das kaiserliche Auto von Gumbinnen aus auf der Straße auftauchte. „Stillgestanden! — Achtung! — Präsentiert das Gewehr!“ Hell und klar klangen die Kommandos durch den Morgen und wie eine Mauer standen die beiden Kompagnien. Aus aller Augen sprach ein frohes, stolzes Leuchten. Wem hätte auch in der Erwartung, bald vor dem allerhöchsten Kriegsherrn zu stehen, das Herz nicht höher geschlagen? Nicht vor den Mannschaften hielt das Auto; elastisch stieg der Kaiser aus dem Wagen; begrüßte auf herzlichste die Offiziere, schritt mit ihnen die Front ab und sprach dabei mit einigen Leuten. Ein Schatten tiefen Ernstes lag auf seinem freien Gesicht. Aus seinem Wesen und den Fragen, die er an die Mannschaften richtete, sprach ein starkes persönliches Mitgefühl für alle, die dieser Krieg mit eiserner Faust erfaßt hatte, für jeden einzelnen der Krieger, für unser Volk und Vaterland. Als er die Kompagnien abgeschritten hatte, fuhr ihm das Auto langsam nach und wir nahmen an, daß er nun sofort wieder einsteigen werde. Er ging jedoch weiter und grüßte, als er dicht bei uns vorbeikam. Ich stand, da ich nicht auffallen wollte, ebenso stramm wie die Soldaten. Als der Kaiser schon nahezu vorüber war, wendete er sich plötzlich um und winkte mir zu; wechselte dann einige Worte mit Erzengel v. B., zauderte und machte Kehrt. Erzengel v. B. gab mir ein Zeichen, vorzutreten. Nun reichte mir der Kaiser die Hand — diesen einzigen Augenblick werde ich in meinem Leben nie vergessen — und fragte: „Wie sagt man nun zu Ihnen? Weidmannsheil?“ Ich antwortete: „Majestät, ich sage Weidmannsheil!“ Darauf lachte der Kaiser, richtete noch einige Fragen an mich und schloß dann mit den Worten: „Nehmen Sie nur so fort“, wobei er mir abermals die Hand reichte. — Ob der edlen Guld und Herzlichkeit, die von unserm Kaiser ausstrahlte, war ich so ergriffen, daß ich nicht Worte fand, meine tiefe Verehrung auszudrücken. — — — Das trübe Wetter, die öde Gegend, das dumpfe Rollen des Kanonendonners; die Mannschaften, die aus den Schützengraben gekommen waren — — das alles verließ dem festesten Zusammentreffen eine wehmütige Weiße.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Ein Königsstandbild auf der Wanderschaft. Man schreibt uns aus Königsberg: Das hier an der Kürassierkaserne gegenüber dem königlichen Schloß stehende Standbild König Friedrichs I., das erste nachweisbare Werk Andreas Schlüters, kreist seit einiger Zeit einen Riß der Bronze auf und wird deshalb dieser Tage von seinem Marmorsodol heruntergenommen und zur Ausbesserung in eine Bronzegießerei nach Berlin übergeführt werden. Die Wiederaufstellung dürfte erst im Frühling nächsten Jahres erfolgen . . . Die Statue, die den ersten König (oder genauer: den letzten Kurfürsten) leicht ausschreitend in der Tracht römischer Imperatoren außerordentlich effektiv darstellt, gilt als das schönste Denkmal Königsbergs und hat eine sehr bewegte, merkwürdige Geschichte. In Berlin von dem genialen Bildhauer und Baumeister 1697 modelliert und von Joh. Jacobi gegossen, sollte sie zunächst im Zeughaus, dann auf dem Giebel eines Invalidenhauses, endlich auch auf dem Königsstor zu Berlin einen Platz finden. Nach dem Tode des Königs geriet die Angelegenheit ins Stoden, soviel auch darüber verhandelt wurde. Eine vorübergehende, nicht sehr rühmliche Aufstellung erfuhr das Königsbild im Jahre 1729 auf dem Markte

zu Berlin, und zwar zu Ehren des Königs August von Polen. Leider brach garnicht viel später der improvisierte Sodel zusammen, das noch mit heiler Bronzehaut davongekommene Werk mußte entfernt werden und geriet in einen stillen Winkel des Zeughauses. Nach einem Zwischenpiel in Spanien, wohin die Statue der russischen Kriegsgefahr wegen 1761 geschafft war, kehrte sie ins Berliner Zeughaus zurück und lag hier unter alten Kanonen und anderen Sachen vergraben in einem Winkel — mit dem Kopf nach unten! Der Stückgießer Fuchs erkannte, als er einst nach Material zu neuen Geschützen suchte, den Wert und die Schönheit des Werkes und brachte es ans Tageslicht. Nach Cornelius Gurlitt bestand eine Zeitlang auch die Absicht — ja dies sei sogar die ursprüngliche gewesen, — die Statue für einen Triumphbogen zu verwenden, „denn auf einem solchen stehend erscheint sie in einem Handzeichnungsbande der königlichen Bibliothek zu Dresden.“ Nach mancherlei Experimenten schenkte sie endlich König Friedrich Wilhelm III. nach Königsberg, wo sie 1802 auf einem marmornen Sodel von Schadow's Hand aufgestellt wurde und — bis jetzt — Ruhe fand. Deshalb trägt der Sodel auch die Inschrift: „Die Bildsäule des Ahnherrn widmete dem edlen Volk der Preußen zum immerwährenden Denkmal gegenseitiger Liebe und Treue, den XVIII. Jaunes MDCCCI Fr. Wilh. III.“ Das Szepter in der Rechten des Königs wurde übrigens 1807 durch einen französischen Soldaten entwendet und ist erst in späterer Zeit nicht ganz stilgemäß ersetzt worden.

Das Pariser Leben im zweiten Kriegsjahr. Die folgenden Betrachtungen aus dem Pariser Leben im zweiten Kriegsjahr sind einem Artikel des Berichterstatters der „Times“ entnommen: „Die Mode und die kleinen gesellschaftlichen Veranstaltungen in Paris werden gegenwärtig vom Standpunkt der Geldfrage betrachtet. Jede Familie hat eine Lücke in ihrem Kreis aufzuweisen, und viele dieser Lücken werden niemals wieder ausgefüllt werden können. Und in den Kreisen, deren soziale Stellung keine direkte Einschränkung des Haushaltes notwendig macht, haben doch die durch den Tod eines geliebten Vaters, Sohnes oder Bruders geschlagenen Wunden auf ihre Weise ihre Wirkung ausgeübt. Die kleinen Leute aber müssen sehen, wie sie die hungrigen Kinder und Waisen versorgen können. Ein alter Mann, der bei der Straßenreinigung angestellt ist, erzählte mir, daß seine beiden Söhne und sein Schwiegersohn gefallen seien und unversorgte Kinder zurückließen, deren er sich nunmehr allein annehmen müsse. Die guten Geschäfte aber werden von den wohlhabenden Frauen besucht, die sich jetzt ihre Winterkleidung anschaffen. Die am häufigsten gesehene Kleidung besteht aus einem kurzen, weiten Rock, einem langen, bis zum Hals reichenden, oben eng geschlossenen Mantel mit Pelzbesatz und Mütze oder großen Hüten. Die weniger bemittelte Pariserin begnügt sich mit der billigen Mütze. Federn und sonstigen kostspieliger Putzschmuck sind vollständig verschwunden. Auch neue Pelze werden wohl kaum gekauft; man begnügt sich damit, die alten aufzufrischen und umzuarbeiten. Dunkle Farben sind in der Frauenkleidung vorherrschend. Eine große Rolle spielt selbstverständlich die Trauerkleidung. Die langen Kreppschleier, die im ersten Kriegsjahr in der Provinz üblich waren, werden auch heuer wohl unverändert bleiben, während sie in Paris häufig gekürzt und modischer gestaltet werden. Die Preise der Lebensführung nehmen in Paris ständig zu, und alle Bevölkerungsklassen müssen der Erhaltung ihres Haushaltes die äußerste Sorgfalt und Berechnung zuwenden. Nichts wird mehr zu dem Preise verkauft, zu dem es vor dem Kriege erstanden werden konnte. Man behauptet auch, daß diese fortschreitende Teuerung zum Teile auf die Nachschaffungen der Geschäftsleute zurückzuführen ist, die sich die Gelegenheit zunutze machen. Es ist eine Gewohnheit der kleinen Kaufleute geworden, stets zu behaupten: „Durch den Krieg im Preise gestiegen“, mag es sich nun um Eier, Kragen oder sonst irgend etwas handeln. Die Sparsamkeit ist eine sehr notwendige Erscheinung geworden . . .“

Aber die Herstellung künstlicher Gliedmaßen lesen wir in Nummer 45 der illustrierten Zeitschrift „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) unter anderem dieses: . . . Von Wichtigkeit ist die Behandlung des Amputationsstumpfes, der sich in der ersten Zeit noch erheblich verändert und zumeist dünner, in manchen Fällen auch stärker wird. Durch geeignete, jedoch nur vom Arzt anzuordnende

Behandlung wird der Stumpf fester und schneller widerstandsfähig gemacht. Es ist am besten, wenn sich der Patient selbst in die orthopädischen Werkstätten begeben kann. Um das künstliche Glied, insbesondere das Bein, der ganzen Körperbeschaffenheit des Patienten entsprechend herzustellen, sind das Körpergewicht, Beruf und Alter des Betroffenen zu berücksichtigen; bei starkgebauten Personen würde ein nicht genügend kräftiges künstliches Bein bald versagen und in die Brüche gehen; ebenso bei Leuten, die einen schweren Beruf ausüben, bei Schmieden, Lastträgern, Bauarbeitern und so weiter. Ferner muß das Material, das aus Stahl, Holz und Leder besteht, von guter Qualität sein. Der Stahl soll hart, aber doch zähe, das Holz gleichfalls hart, dabei leicht an Gewicht, das Leder besonders fest sein. Je besser das Material, um so weniger Reparaturen erfordert es. Andererseits muß der Patient stets darauf bedacht sein, sein künstliches Bein wie sein gesundes zu pflegen und zu erhalten. Stellt sich, was in der ersten Zeit kaum zu vermeiden ist, beim Tragen des Kunstgliedes ein Wundwerden des Stumpfes ein, so kann diesem Übelstand dadurch begegnet werden, daß man mehrere weichwollene Strümpfe über den Stumpf zieht und diese öfters wechselt. Dadurch, daß der Schweiß von der Wunde aufgesogen wird, wird ein Wundwerden und gleichzeitig verhindert, daß die Absonderung in das Leder des künstlichen Fußes eindringt und dieses hart und brüchig macht. An der Drehbank wird zunächst die Form des Beines, das aus Holz angefertigt wird, gedreht. Dann wird es mit Leder bezogen, und die Lederriemen werden angebracht. Der künstliche Arm wird aus Leder und Metallscharnieren hergestellt, die Hand ist aus Holz gearbeitet. Daß künstliche Augen aus Glas hergestellt werden, ist allgemein bekannt; künstliche Nasen werden aus Hartgummi, Aluminium und Silber gefertigt und mit fleischfarbigem, möglichst der natürlichen Gesichtsfarbe entsprechendem Wachs überzogen, das erneuert werden kann. Der Erfah. zu dessen Anfertigung ein genauer Gipsabguß des Nasenstumpfes und der ihn umgebenden Gesichtspartien notwendig ist, wird am Stumpf selbst in Verbindung mit einer Brille oder auch mit Klammern, die in den Nasenstumpf eingeführt werden, befestigt. Künstliche Ohren werden aus Wachs hergestellt und mittels einer Klebemasse an der Haut befestigt. Zu ihrer Anfertigung ist ebenfalls ein Gipsabguß der Narbe sowie Größenangabe des gesunden Ohres nötig. Nach diesen Unterlagen wird zunächst eine Form gefertigt, aus der dann das Wachssohr entsteht. So kann also heute jedem Beschädigten geholfen werden.

Die Reliquienhalle der Gefallenen. Das in Paris organisierte Zentralamt zur Sammlung der Gebrauchsgegenstände der im Felde Gefallenen hat eine an ein Museum erinnernde Halle eingerichtet, in der die Säbel, Stöcke, Pfeifen usw. der im Kampfe Getöteten aufbewahrt und geordnet werden, um später in den Besitz der einzelnen Angehörigen zu gelangen. Eine interessante Schilderung dieses eigenartigsten aller Museen findet sich im „Journal“: Ein langer, düsterer Gang enthält die Türen, die zu den sieben großen Sälen führen. Braune Vorhänge lassen das Tageslicht nur traurig gedämpft eindringen. Längs der Mauern sind die Säbel und Reststücke der gefallenen Offiziere aufgereiht. Ein eigener Saal birgt das Gepäc der toten Soldaten, so weit es auf den Schlachtfeldern und in den Schützengraben gesammelt werden konnte. Trotz aller Desinfektion kann man sich nicht des Gefühls erwehren, daß ein eigentümlicher Tobengeruch von diesen Kisten, Säcken und Paketen ausgeht. Die merkwürdigsten Dinge sind in diesen Gepäcksstücken aufgestapelt. Da ist z. B. eine Kiste, die von den Dardanellen gesandt wurde und einem Juabenhauptmann gehörte. Sie enthält eine Sammlung maurischer und arabischer Gegenstände aus Kupfer, wie Kaffeefannen, Tassen und arabische Lampen; außerdem einen Sprengsplitter einer Granate. Ein anderer Sack birgt die Uniform eines Leutnants. Die Mühe zeigt über dem Schild ein feuergeschwärztes Schußloch. Am ergreifendsten aber sind die Pakete der unbekannten Soldaten, deren Namen noch nicht festgestellt werden konnten. Da findet man ein blutbeflecktes Ordonnanzbuch, zerrissene und bespaltene Notizen, Pfeifen, Zigarrenspitzen, Armbanduhren, auf deren zerbrochenem Zifferblatt geronnenes Blut klebt. Einige Uhren sind sogar trotz Schlacht, Witterung und langwierigem Transport vollkommen unversehrt. Brieftaschen

mit Geld und wertlose Kleinigkeiten liegen nebeneinander. Zahllos sind die Photographien von Frauen, Bräuten und Kindern.

Amerikanische Eindrücke eines Schweizer. Ein Berichterstatter des „Journal de Genève“, der während der letzten Monate die größten Städte der Vereinigten Staaten bereist hat, schreibt seinem Blatte: „Es ist schwer, ja, fast unmöglich, die amerikanischen Verhältnisse mit europäischen Augen zu betrachten. Wer sich in die Anschauungen und Empfindungen der Amerikaner einzuleben vermochte, konnte nicht ernsthaft an die Möglichkeit eines Krieges mit Deutschland glauben. Und alles, was ich gesehen und gehört habe, hat mir dies bestätigt. Denn niemand in Amerika wünscht eine tätige Beteiligung am Kriege. Französische Offiziere in Texas, die mit Pferdeankäufen für ihre Regierung betraut sind, sagten mir, daß sie, trotz der zahlreichen Sympathien für die Alliierten, überall in den Staaten eine große Bestürzung feststellen müßten, wenn die Beziehungen sich scharf zuguspitzen schienen. Abgesehen wußte man in Amerika sehr wohl, daß man für keinerlei Kampf vorbereitet war. Alle Augenblicke veröffentlichten die Blätter Artikel bekannter Fachleute, die erklärten, daß weder die Flotte noch die Armee zum Kampf gegen eine Großmacht geeignet sei. Vor allem aber waren die wirtschaftlichen Bedenken alle Zeit ein großer Faktor der amerikanischen Friedensliebe. In San Francisco sind viele große Zeitungen ausgesprochen deutschfreundlich. Es ist bemerkenswert, daß der Hearst-Truist, der zahllose große Blätter besitzt, probeutisch ist und auch Besitzer des größten deutschen Blattes, der „Neu Yorker Staatszeitung“, wurde. Gewiß ist ein großer Teil der Sympathien der Bevölkerung auf Seiten der Alliierten. Doch es kann nicht übersehen werden, daß die übermenschlichen Anstrengungen Deutschlands einen gewaltigen, tiefgehenden Eindruck auf den amerikanischen Geist gemacht haben. In keinem Lande bewundert man so sehr die Energie und den erfolgreichen Willen. Außerdem ist die deutsche Wirksamkeit von Bedeutung. Überall gibt es deutsche Zeitungen, die entweder aus Deutschland selbst kommen oder in Amerika gedruckt werden. Auch werden deutsche Kriessfilme vorgeführt und mit gesprochenen Erläuterungen begleitet. Der Yankee ist vor allem Amerikaner. Die europäischen Ereignisse beeinflussen ihn nur, wenn seine Interessen auf dem Spiele stehen. Dies ist auch die feststehende Ansicht fast aller amerikanischen Journalisten.“

Der Knopf als Besatz wird auch im kommenden Winter nichts an seiner Beliebtheit einbüßen. Namentlich in Posamenterie- und Häfelarbeit wird er auf Jacketts und Mänteln besserer Art, auf Plüsch und Samt, seinem Tuch und Velzimitation viel verwendet, wobei zweierlei Größen beliebt sind. Auch grobe flache oder Kugelformen von Büffelhorn, Kunsthorn und Hornknöpfe mit absteckender Perlmuttereinlage sieht man viel an diesen Modellen. Tuch und Cheviot dagegen zu Kostümen und Tageskleidern verarbeitet, wird heute besonders viel mit Zett- und farbigen Porzellanknöpfen besetzt, die letzteren ganz besonders kostbar, wenn mit zierlicher Blumenmalerei geschmückt. Auch durchsichtiges Glas, bunt unterlegt, und dadurch effektiv schillernd, ist als Knopfbesatz recht beliebt. Duftige Blumen und schmale Seidenweben werden meist dicht, ein- oder zweireihig damit geknöpft.

Bulgarisch-türkische Stickerien sind das Neueste zum Ausputz von Kinderhäubchen und zur Garnitur von Kleidern aus Tuch und Samt. Selbst Häfelarbeiten, aus einzelnen farbigen Motiven geschmackvoll zusammengefügt, sind schon vereinzelt an dunklen Tuch- und Samtkleidern in dieser Art zu finden und nehmen sich reizvoll aus. Natürlich sind alle diese Garnituren, da Handarbeit, ziemlich teuer, gleichzeitig aber bietet ihre Anfertigung auch geschickten Frauen Belegenheit zu einem guten Verdienst. Schon aus diesem Grunde sollte man wünschen, daß die bulgarisch-türkischen Stickerien und Kleiderbesätze recht viel Liebhaberinnen unter den begüterten Mitbewestern fänden und sie nicht so bald schon in billiger Imitation durch Maschinen hergestellt würden. Kinderhäubchen, auch im Schnitt den bulgarischen und türkischen Kopfbedeckungen ähnlich, sind jedenfalls von fleißigen Frauenhänden bald in der angegebenen Weise geschmückt; Motive dazu liefert mit dem Material heute jedes Handarbeitsgeschäft.